

Ulrich Streeck
Die psychoanalytisch-interaktionelle Gruppenpsychotherapie

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Ulrich Streeck

Die psychoanalytisch- interaktionelle Gruppenpsychotherapie

**Intersubjektivität, Beziehungswissen
und Zwischenleiblichkeit**

Mit Geleitworten von Jörg R. Bergmann,
Andreas Dally und Ole Falck

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2024 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee, *Bewegung von gewölbten Räumen*, 1915
Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Satz: SatzHerstellung Verlagssdienstleistungen Heike Amthor, Fernwald
ISBN 978-3-8379-3331-4 (Print)
ISBN 978-3-8379-6231-4 (E-Book-PDF)

Inhalt

Geleitwort	9
Jörg R. Bergmann	
Geleitwort	13
Andreas Dally & Ole Falck	
Vorwort	19
Annette Streeck-Fischer	
Einleitung	21

Teil 1: Theorie

Persönlichkeitsstörungen – strukturelle Störungen	27
Schwerpunkte der psychoanalytisch-interaktionellen Methode (PIM) in der Gruppenpsychotherapie	31
Einige Grundlagen der psychoanalytisch-interaktionellen Methode in der Gruppe	37
Gruppe und Gruppentherapie in ihrer Bedeutung in der Gesellschaft	37
Freud, Foulkes und die psychoanalytische Gruppentherapie	40
Zur Entstehung der psychoanalytisch-interaktionellen Methode	48
Soziologie, Mikrosoziologie, Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit	52
Zum Zwischen von Subjekten und Personen in der Gruppe	56
Was leibliches Erleben und leiblicher Ausdruck bedeuten	61

Teil 2: Praxis

Psychotherapeutische Techniken und die Praxis der psychoanalytisch-interaktionellen Methode der Gruppentherapie	69
Soziale Wirklichkeit, das Zwischen und Antworten	69
Rahmenbedingungen	72
Eine neue Gruppe beginnt	73
Das Geschehen im Zwischen und implizites Beziehungswissen	79
Soziale Interaktion und Wissen	85
Zur Haltung des Psychotherapeuten in der psychoanalytisch-interaktionellen Gruppentherapie	86
Warum überhaupt Antworten?	89
Soziale Beziehungen im Gruppenkontext	92
Mit Blick auf den anderen	98
»Mit dem, was ich tue, zeige ich dir, was das für mich ist, das du da getan hast ...«	100
Wie werden die Patienten in der Gruppe das voraussichtlich aufnehmen, wenn ich mein antwortendes Erleben in dieser Weise zum Ausdruck bringe?	102
Wie frei kann »freie Interaktion« sein?	103
»Was machen wir hier eigentlich?«	107
Unvorhersehbarkeit und Offenheit	107
Privatheit und Öffentlichkeit	109
Vorbereitung der Patienten auf die gemeinsame therapeutische Arbeit in der Gruppe	117
Grundregel	121
Explizite und implizite Themen	125
Ist »Gruppentherapeut« eine soziale Rolle?	127
Sind Akteure in sozialer Interaktion voneinander getrennte Einzelne?	129

Herausforderungen und Missverständnisse	131
Gefährdungen des Rahmens	131
Vermeiden	134
Dysfunktionale interpersonelle Beziehungsmuster	138
»Was die Gruppe braucht«	139
Schluss	141
Literatur	143

Geleitwort

Jörg R. Bergmann

Ulrich Streeck war weithin bekannt als ein engagierter und erfolgreicher Psychotherapeut und Psychoanalytiker, der nicht zuletzt auch als langjähriger Klinikdirektor und Berufsvertreter seiner Profession allseits geschätzt wurde. Er war aber nicht nur ein klinischer Praktiker, sondern auch ein Psychotherapieforscher, der es verstand, die Praxis mit der Wissenschaft und die Wissenschaft mit der Praxis auf fruchtbare Weise in Beziehung zu setzen. Im Rahmen der Psychotherapieforschung – nach meiner Erinnerung war es auf einer der ersten Tagungen zu diesem Thema in seiner Klinik in Tiefenbrunn – haben wir uns vor etwa 30 Jahren kennengelernt. Wir waren beide daran interessiert, auf empirische Weise zu erkunden, was hinter den verschlossenen Türen einer Praxis in einer psychotherapeutischen Sitzung zwischen TherapeutIn und KlientIn eigentlich geschieht.

Dieses gemeinsame Forschungsinteresse geht zurück auf unser beider Berufsbiografien, die etwas schräg zwischen den Disziplinen verliefen. Nach seinem Medizinstudium hat Ulrich Streeck in einem Zweitstudium Soziologie studiert und einige Jahre als wissenschaftlicher Assistent am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen gearbeitet. Erst danach hat er sich ganz der klinischen Arbeit zugewandt und die Ausbildung zum Psychoanalytiker absolviert. Er kam also über die Soziologie zur Psychotherapie (während es bei mir genau umgekehrt war), und dieser bewegliche Werdegang zwischen den institutionalisierten Fächern hat seine Sichtweise und berufliche Identität geprägt. Die Grenzziehungen, die die universitären Fächer zwischen sich nicht selten eifersüchtig pflegen, erschienen ihm jedenfalls als einengende künstliche Konstruktionen, die zudem in der sozialen Welt des Alltags keine Relevanz hatten. Erst der bewegliche Aufenthalt zwischen den etablierten Fächern verschaffte ihm die Freiheit, ohne

straffe Bindung an Theorien oder Paradigmen seinem Forschungsgegenstand dorthin zu folgen, wo immer er ihn hinführte.

Gerade für ihn als Psychotherapeuten hatte diese Selbstpositionierung zwischen den disziplinären Stühlen radikale Konsequenzen – Konsequenzen, die nicht selten zu Unverständnis oder gar Ablehnung bei seinen BerufskollegInnen führten. Für Ulrich Streeck existierte das Psychische nicht im Innern einer Person, es ist immer nur präsent und wirkmächtig im sozialen Verkehr mit anderen. Störende oder klinisch auffällige Verhaltensweisen dürfen nicht isoliert als Persönlichkeitsmerkmale einer Einzelperson attribuiert, sondern müssen immer als *Symptome im sozialen Kontext* verstanden werden. Wie Michael Balint vertrat Ulrich Streeck eine »Zwei-Personen-Psychologie«, aber er hat sehr viel konsequenter als Balint selbst die Vorstellung in seinen wissenschaftlichen Arbeiten präzisiert, dass Menschen keine isolierten Monaden, sondern soziale »Zwischenwesen« sind.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, mit welchem großem Interesse er die Forschungen aus der Mikrosoziologie – und insbesondere der Konversationsanalyse – rezipierte, und mit welchem Engagement er den Austausch mit KollegInnen suchte und förderte, die aus der Soziologie oder Sprachwissenschaft kommend sich in ihren Arbeiten der genauen Analyse von Mikroprozessen der sozialen Interaktion widmeten. Hier traf er, so könnte man sagen, wissenschaftliche Seelenverwandte, die ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Subjektivität einer Person richteten, sondern auf die Frage, wie die Akteure im Umgang miteinander zu einer *inter*-subjektiven Verständigung gelangen. Ebenso wenig wie die vereinzelt Psyche war dabei die einzelne Handlung einer Person der zentrale Ansatzpunkt, sondern die *Inter*-Aktion zwischen den Akteuren, bei der sich das Psychische mit dem Sozialen verschränkt.

Ein schönes Beispiel für Ulrich Streecks psychotherapeutisches Augenmerk für die Zwischenwelt der sozialen Interaktion findet sich in einem Aufsatz, der vor ca. 20 Jahren erschienen ist und in dem er sich der Bedeutung kleiner ritueller Handlungen widmet. In dem Text geht es unter anderem um Verabschiedungen, mit denen psychotherapeutische Sitzungen üblicherweise zu Ende gehen. Man könnte denken, dass Verabschiedungen Routinehandlungen sind, die mehr oder weniger automatisch ablaufen und für das therapeutische Geschehen keine signifikante Bedeutung haben. Doch jedes Abschiednehmen findet in einer liminalen Situation statt, es ereignet sich zwischen dem Zusammensein und dem Getrenntsein,

zwischen der Anwesenheit des anderen und dessen Abwesenheit. Dieses »Zwischen« ist die Welt, die Ulrich Streeck für die Psychotherapieforschung entdeckt und erkundet hat, in der er gewirkt und so vielen seiner KollegInnen die Augen geöffnet hat.

In dem Aufsatz beschreibt Ulrich Streeck eine Klientin, die nach dem Händeschütteln bei der Verabschiedung ihre Hand weich aus der Hand des Therapeuten gleiten lässt, wobei ja der Therapeut selbst mit seiner Art des Händeschüttelns die Bedingungen für das Verhalten der Klienten geschaffen hat. In lebendiger Erinnerung ist mir auch ein Arbeitstreffen mit ihm, bei dem wir einen Nachmittag lang das Video einer psychotherapeutischen Sitzung analysierten, in der ein Klient, der trotz der deutlichen Signale des Therapeuten, der bereits aufgestanden war, auf seinem Stuhl verharret und keinerlei Anstalten macht, sich an der Verabschiedung zu beteiligen. Auch hier ist es nicht das »störende« Verhalten des Klienten, dem Ulrich Streecks Aufmerksamkeit galt, sondern die gerade auch vom Therapeuten selbst hergestellte und gesteuerte Interaktionssituation.

Immer war es die Sphäre des Dazwischen, in der Ereignisse ablaufen, soziale Beziehungen reguliert und Bedeutungen verhandelt werden, auf die sich Ulrichs Streecks Blick gerichtet hat. Diese Weiterung der Perspektive verändert auch die Vorstellung vom menschlichen Leib, der nicht mehr als eine in ihrer Körperhülle begrenzte Handlungseinheit erscheint. In einer zusammen mit seinem Bruder Jürgen Streeck, einem Sprachwissenschaftler, durchgeführten Studie hat er verfolgt, wie sich die Körper der Akteure während einer psychotherapeutischen Sitzung synchronisieren und so in einer Sphäre der Interkorporalität, also Zwischenleiblichkeit, miteinander kommunizieren.

Ulrich Streecks Kunst war es, unscheinbare Verhaltensereignisse, die soziale Situation und die psychodynamische Problematik eines Klienten zusammenzudenken. Wie das äußere Verhalten und das Innerpsychische ineinandergreifen, war für ihn der zentrale Ansatzpunkt für die Reflexion wie für die Weiterentwicklung der klinischen Praxis. Ein Resultat dieser Arbeit ist die hier dargestellte »psychoanalytisch-interaktionelle Methode« und deren Einsatz in der Gruppenpsychotherapie.

Vermutlich kann man dem vorliegenden Buch die Anstrengung anmerken, die es Ulrich Streeck gekostet hat, im Bewusstsein seines nahenden Lebensendes das Manuskript so weit wie nur irgend möglich zu einem Abschluss zu bringen. Dieser Eindruck sollte jedoch nicht die Erfahrung überdecken, die jeder machen konnte, der Gelegenheit hatte, mit ihm Gesprä-

che zu führen oder zusammenzuarbeiten. Ulrich Streeck war im Umgang mit anderen zugewandt, konzentriert und nachdenklich, dazu unaufgeregt und gelassen bis zur Lässigkeit. Und er hatte die Begabung, seine Interaktionspartner auf freundliche Weise zu irritieren und zum Nachdenken anzuregen. Das ist ihm etwa wunderbar gelungen mit seinem Text über die »generalisierte Heiterkeitsstörung« (2000), den so manche LeserInnen zunächst als ernsthaften wissenschaftlichen Beitrag gelesen haben, um erst später – vielleicht sogar erst durch Streecks Nachfolgekommentar – zu erkennen, dass der Text tatsächlich auf scherzhaft-ironische Weise demonstrierte, wie sehr das Feld der Psychotherapie inzwischen von medizinisch-biowissenschaftlichem Denken beherrscht wird.

Ulrich Streecks klinischer wie wissenschaftlicher Arbeit lag die Überzeugung zugrunde, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit von sozialen Beziehungen durchwirkt und getragen wird. Diese Einsicht war ihm so wichtig, dass er sie in den Titel seiner jüngsten Buchpublikation eingebunden hat: *Zu einer Beziehung gehören mindestens zwei*. Mit seinem Tod ist die von ihm selbst benannte Minimalbedingung für eine soziale Beziehung nicht mehr gegeben. Was bleibt ist eine Leerstelle, eine Phantombeziehung, an der er selbst nur mehr passiv teilhat, die jedoch durch unsere Imagination, unsere kommunikative Erinnerung und durch die Lektüre seiner Texte am Leben erhalten bleibt.

Jörg R. Bergmann
Prof. i. R., Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld

Geleitwort

Andreas Dally & Ole Falck

Gemeinsam mit Prof. Dr. Ulrich Streeck haben wir in den letzten Jahren immer wieder über die Grundlagen des Göttinger Modells der Gruppenpsychotherapie diskutiert. Wir setzten uns mit seinen neuen Ideen und Überlegungen auseinander und gingen meist angeregt nach Hause. Neben seinen Vorstellungen über die gemeinsam gestaltete Beziehung, wie er sie in seinem letzten Buch zusammengefasst hat, hatte er schon länger die Absicht, sich noch einmal mit der Grundlegung der Gruppenpsychotherapie und insbesondere mit der Psychoanalytisch-interaktionellen Methode zu befassen, sich mit den Methoden innerhalb und außerhalb des Göttinger Modells kritisch auseinanderzusetzen und seine Ideen zur Weiterentwicklung vorzustellen. Für ihn und uns völlig überraschend wurde dann Anfang 2023 eine lebensbedrohliche Erkrankung festgestellt und ihm wurde deutlich, wie begrenzt seine Lebenszeit sein würde. Es war ihm ein dringliches Anliegen, seine Gedanken noch zu verschriftlichen und er hat bis kurz vor seinem Tod daran gearbeitet, auch mit der Vorstellung, dass wir anderen uns dann kritisch damit auseinandersetzen könnten.

Prof. Dr. Ulrich Streeck ist am 24. April 2023 im Alter von 79 Jahren verstorben. Er war Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Facharzt für Psychosomatische Medizin, Psychoanalytiker und Gruppenanalytiker, Soziologe und Sozialpsychologe. Von 1985 bis 2011 war er Ärztlicher Direktor des Niedersächsischen Landeskrankenhauses Tiefenbrunn bei Göttingen, dem heutigen Asklepios Fachklinikum Tiefenbrunn. Er absolvierte seine psychoanalytische und gruppentherapeutische Ausbildung in Göttingen und war Oberarzt bei Frau Prof. Anneliese Heigl-Evers in Düsseldorf, bevor er die Nachfolge von Prof. Franz Heigl in Tiefenbrunn antrat.

Prof. Streeck war Mitglied des Lou Andreas-Salomé Instituts in Göttingen und viele Jahre als Dozent, Supervisor und Lehranalytiker tätig. Er war

seit 1979 Mitglied der DGPT, dort von 1985 bis 1995 im Vorstand und von 1989 bis 1992 ihr 1. Vorsitzender. Als Ärztlicher Direktor der Klinik Tiefenbrunn interessierte er sich besonders für die Anwendung psychoanalytischer Konzepte in der stationären Behandlung, zum Beispiel dafür, wie die einzelnen Berufsgruppen gemeinsam am Behandlungsfokus arbeiten, um die Behandlungsziele des Patienten zu erreichen, welche Modifikationen der therapeutischen Beziehung bei Menschen mit strukturellen Störungen hilfreich und notwendig sind, und natürlich für die Besonderheiten der stationären Gruppentherapie.

Prof. Streeck war Gründungsmitglied der »Arbeitsgemeinschaft für die Anwendung der Psychoanalyse in Gruppen« (seit 2014 »Arbeitsgemeinschaft Gruppenpsychotherapie und Gruppenanalyse«, AGG) in Göttingen und hat als Dozent, Supervisor und Gruppenlehranalytiker über viele Jahre Kolleginnen und Kollegen in der Gruppenpsychotherapie nach dem Göttinger Modell ausgebildet und als Autor wichtiger Veröffentlichungen über Jahrzehnte vor allem die Psychoanalytisch-interaktionelle Methode (PiM) weiterentwickelt, die zunächst für das Gruppensetting, später von ihm auch für die Einzeltherapie und andere Anwendungen konzeptualisiert wurde, beispielsweise in der Pädagogik und in der Supervision.

Herr Streeck war einer der ganz wichtigen und einflussreichen Köpfe in der AGG, die inhaltlich, fachpolitisch, gesellschaftlich und als Lehrer Einfluss genommen haben. Sein besonderes Verdienst ist sicherlich in der Verbindung psychoanalytischer, soziologischer und sozialpsychologischer Ansätze zu finden, mit der er als ein kritischer Geist gleichermaßen intellektuell wie auch praxisorientiert zeitlebens der Frage nachging, wie genau menschliches Erleben, Verhalten und insbesondere Beziehungen mit anderen konstituiert sind. Er verknüpfte dabei über viele Jahre seine umfassende klinische Erfahrung mit jeweils aktuellen und interdisziplinären Forschungsergebnissen und konnte auf diesem Weg schlüssig begründen, warum die klinisch bereits als wirksam erwiesenen Techniken der PiM vor dem Hintergrund neuerer Erkenntnisse zum Beispiel aus Entwicklungspsychologie und Soziologie nachhaltig wirksam sind in der Therapie von Menschen mit schweren Beeinträchtigungen in ihrer Selbst- und Beziehungsregulation. In seiner oft akribischen Argumentation schreckte er nicht davor zurück, Kritik an eher orthodoxen Fachüberzeugungen zu äußern, und war immer an einer inhaltlichen Diskussion darüber interessiert. Er scheute auch die direkte, dichte Begegnung

nicht, weder in der fachlichen Auseinandersetzung noch in therapeutischen Beziehungen.

Geboren ein Jahr vor Kriegsende und aufgewachsen in bürgerlichen Verhältnissen, in denen die Erwachsenen mit ihren jeweiligen Kriegserfahrungen befasst und oft überfordert waren, als zweiter Sohn von vier Kindern eines Naturwissenschaftlers und einer Säuglingsschwester, waren Kultiviertheit, Interesse an Wissenschaft und Gelehrsamkeit alltägliche Anforderungen – nicht zufällig sind die drei Brüder Professoren geworden. Ob seine Unerschrockenheit in gruppalen und auch in rivalisierenden Verhältnissen hier begründet liegt? Sicher war er früh geschult in einer Diskussionskultur, in der man nicht einfach Annahmen behaupten sollte, ohne diese gut begründen zu können – eine Erfahrung, die er weitergab.

Als Mitarbeiter in Tiefenbrunn konnte man damit rechnen, von Herrn Streeck unvermittelt angesprochen zu werden, dass er gerade mit einer Patientin zu tun gehabt und diese ihm berichtet habe, dass man ihr gegenüber dieses oder jenes gesagt oder gemacht hätte. Dann fragte er: »Was haben Sie sich dabei gedacht?« Diese Frage war nicht gemeint, wie viele wohl zunächst dachten, als ein Vorwurf oder als ein Hinweis auf einen Fehler und war auch nicht einem Bedürfnis nach Kontrolle geschuldet. Nein, Herr Streeck wollte wissen, was einen motiviert hatte, dies zu sagen oder zu tun. Wenn man also begründen konnte, welche Absicht mit der Äußerung oder Handlung verbunden war, an welche vorausgehende Beobachtung und Überlegung sie anknüpfte oder worauf sie sich bezog, dann konnte oft eine weitergehende gemeinsame Überlegung folgen, ob und wie diese Beobachtung und Überlegung noch weiter geschärft und fokussiert genutzt werden könnte. Auch war wichtig zu erläutern, ob und – wenn ja – woran denn im nachfolgenden Verhalten der Patientin zu erkennen war, dass die Absicht der Intervention auch entsprechend gewirkt habe. Und dann war es auch völlig in Ordnung, wenn das offenbar nicht gelungen war, solange dies ebenso aufmerksam registriert wurde. Denn es ging Herrn Streeck nie um ein »richtiges« Handeln, nicht um die »perfekte Intervention«, weil es die nach seinem interpersonellen Verständnis von Beziehung ja gar nicht geben konnte. Sein Anspruch war stets eine absichtsvolle und reflektierte Vorgehensweise im Umgang mit anderen und eine aufmerksame, auf das Gegenüber ausgerichtete Wahrnehmungsbereitschaft, um im feinen Wechselspiel des Miteinander die Beziehung zu gestalten und sich nicht von Vorannahmen leiten zu lassen, sofern sich diese im Zusammenspiel, im Tanz der

beteiligten Personen nicht fortlaufend verifizieren ließen. Das Bild des gemeinsamen Tanzes in der Gestaltung der Beziehung, auch der therapeutischen Beziehungen, hat er übrigens oft benutzt.

Prof. Streeck beschäftigte sich immer wieder mit der Frage, wie Menschen ihre Beziehungen miteinander gestalten, welche sprachlichen und nicht-sprachlichen Mittel sie dazu einsetzen und wie sich diese Interaktionen in Mikroanalysen untersuchen lassen. Letztlich interessierte er sich dafür, wie er als Gegenüber die therapeutische Beziehung zum anderen so mitgestalten könnte, dass sie sich hilfreich und entwicklungsförderlich auswirkt. Er betonte stets, dass Beziehungsregulation weit über das gesprochene Wort hinausgeht und nicht-symbolisiertes, implizites und im Zwischenleiblichen dargestelltes Beziehungswissen beachtet werden muss. Zentral war ihm dabei der Blick auf das »Zwischen«, also die gemeinsam hervorgebrachte Beziehung, und darauf, wie der Therapeut durch seine »Antworten« daran beteiligt ist. In seinem letzten Buch, noch kurz vor seinem Tode erschienen, *Zu einer Beziehung gehören mindestens zwei* (Streeck, 2023), ist er diesen Fragen noch einmal intensiv nachgegangen. Seine Haltung und Bereitschaft zu unmittelbar dichter und trotzdem immer sicher abgegrenzter Beziehungsgestaltung hat Herr Streeck in allen uns beobachtbaren Beziehungen gelebt und scheint damit wirklich ziemlich außergewöhnlich konsequent gewesen zu sein. Er vertraute auf die Wirksamkeit einer miteinander stattfindenden, verbindenden Erfahrung. Er hat die Verantwortung für jegliches Verhalten grundsätzlich und weitmöglichst beim Individuum verortet und damit die Haltung vertreten, dass sich unter alltäglichen Bedingungen zunächst jeder zwischen verschiedenen Verhaltensweisen entscheiden kann, und dann aber auch die interpersonelle Konsequenz aus dieser Entscheidung zu tragen hat.

Bis zum Schluss war es ihm ein wichtiges Anliegen, dass die von ihm modernisierte Konzeptualisierung von therapeutischer Einflussnahme auch in Hinblick auf die Beziehungen in Gruppentherapien ausgeführt werden. Die konkretere Berücksichtigung interpersoneller und (mikro-)soziologischer Aspekte sowie die Beachtung der Phänomene von leiblichem Wissen, Zwischenleiblichkeit und implizitem Beziehungswissen lassen noch plausibler werden, wie und warum antwortende therapeutische Interventionen (und damit ist eben nicht ausschließlich Sprechen gemeint) sowie eine authentische und zugleich zugewandte Haltung, in der man als Gegenüber verfügbar ist, verändernde, heilsame Erfahrungen ermöglichen können.

Diese Ideen entwickelt er in diesem, seinem letzten Buch weiter. Wir können uns von ihm erneut anregen lassen, seine Gedanken aufgreifen, sie kritisch prüfen und fortentwickeln, aber wir können sie leider nicht mehr mit ihm diskutieren. Er wird uns fehlen.

*Andreas Dally und Ole Falck
Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Gruppenpsychotherapie
und Gruppenanalyse e. V. (AGG), Göttingen*

Vorwort

Annette Streeck-Fischer

Als Ulrich Streeck aufgrund seiner schweren Erkrankung feststellen musste, dass ihm nicht mehr viel Zeit verblieb, war es ihm ein wichtiges Anliegen, noch ein Buch zur psychoanalytisch-interaktionellen Gruppentherapie auf den Weg zu bringen. Trotz der am Ende knappen Zeit konnte er seine wesentlichen Aussagen verschriftlichen. Fünf Tage vor seinem Tod hat er das Manuskript an den Verlag geschickt mit der Anfrage, ob eine Veröffentlichung möglich sei. Tatsächlich war aber dieses Manuskript an manchen Stellen noch unfertig, sodass ich dieses Anliegen als ein Vermächtnis sehe – das Buch noch zu vollenden. Es gab letztlich Lücken auszugleichen und einiges wenigens zu ergänzen, was mit Rückgriff auf frühere Arbeiten gut zu bewältigen war.

In diesem Buch geht Ulrich Streeck nicht nur auf die ihm wichtigen Themen der Intersubjektivität, des Zwischen und des leiblichen Geschehens in der Gruppentherapie ein, er zeigt auch an vielen Beispielen, wie er unmittelbar im Zwischen auf das Verhalten und Handeln der Gruppenteilnehmer reagiert. Er veranschaulicht damit die psychoanalytisch-interaktionelle Methode in der Praxis der Gruppentherapie. Als präsent und mitfühlende Person, die Antworten gibt, macht er deutlich, wie anderen hilfreich begegnet werden kann. In diesen Interaktionen erkennt man ihn als den klugen, kritischen, zugewandten und kreativen Geist, der maßgeblich die psychoanalytisch-interaktionelle Methode als Gruppen- und Einzeltherapie mitbestimmt hat. Mit diesem Buch wird er wieder präsent. Für die Patienten, Schüler, Freunde, Wegbegleiter und vor allen seine Familie ist es ein schmerzlicher Verlust.

Ich möchte an dieser Stelle dem Verlag und der Lektorin Jana Motzet sehr herzlich für die Mithilfe an diesem Buch danken.

Einleitung

Bei der psychoanalytisch-interaktionellen Methode der Gruppenpsychotherapie (PIM) stehen »Störungen des Sozialen« im Mittelpunkt. »Sozial« meint in diesem Zusammenhang »interpersonell« oder »intersubjektiv«, alles Geschehen, das sich in einer Gesellschaft zwischen Menschen im Verhältnis zueinander und damit in sozialen Beziehungen ereignet und »Gesellschaft« erst hervorbringt. In diesem Sinn bezieht sich »sozial« nicht zuerst und allenfalls sekundär auf individuelles Verhalten. Entsprechend ist »sozial« hier nicht gleichbedeutend mit »hilfsbereit«, »altruistisch« oder Ähnlichem, sondern gibt einen gesellschaftlichen Tatbestand wieder, eben den Umstand, dass jeder gesellschaftlichen Wirklichkeit die Beziehungen von Gesellschaftsmitgliedern zugrunde liegen, ohne dass es den Beteiligten möglich wäre, aus eigener Kraft einen Ausweg aus oder eine Lösung für ihre Verstrickungen zu finden.

Soziale Beziehungen sind häufig massiv gestört. Es handelt sich dabei um Persönlichkeitsstörungen. Eskalierende, außer Kontrolle geratene Konflikte, sich wiederholende traumatisierende Erfahrungen, Drohungen, Gewalt, ungewollte Trennungen, Kampfbeziehungen oder nicht zu begrenzende Zuspitzungen, ein ums andere Mal sich wiederholende destruktive Auseinandersetzungen bestimmen oftmals das soziale Alltagsleben, ohne dass die Beteiligten einen Ausweg aus den destruktiven Verstrickungen oder eine Lösung für ihre belastenden und erschöpfenden Auseinandersetzungen finden könnten.

in der Gruppenpsychotherapie werden »Störungen des Sozialen« häufig auf die individuelle Psychopathologie einzelner Beteiligter zurückgeführt. Die psychoanalytisch-interaktionelle Gruppenpsychotherapie bringt die Beziehungsstörungen demgegenüber nicht nur mit individuellen seelischen Störungen in Verbindung, sondern auch damit, dass beteilig-

ten Akteuren¹ die erforderlichen Voraussetzungen und Fähigkeiten fehlen, um sich in sozialen Beziehungen und damit in sozialer Interaktion in einer Weise zu verhalten, die es ihnen ermöglichen würde, mit den massiven interpersonellen Belastungen begrenzt und gesteuert umzugehen.

Ob und inwieweit ihnen das möglich ist, ist nicht allein eine Frage von Absichten, Anstrengungen und Handlungsbereitschaften von Anwesenden, die sich wechselseitig zur Kenntnis genommen haben und sich zeigen, dass sie voneinander Kenntnis genommen haben, sondern setzt voraus, dass jeder der Anwesenden die Auswirkungen seines eigenen Erlebens und Handelns in der gemeinsamen Situation – die Gefühle, deren Kränkbarkeit und Reizbarkeit – wahrnimmt und bereit ist, das Erleben und Tun des oder der anderen als Auswirkung des eigenen Handelns in Rechnung zu stellen.

Vor dem Hintergrund der oft langen Geschichten von interpersonellen Störungen wird es in der Regel nicht möglich sein, dermaßen belastende soziale Situationen ohne die antwortenden Interventionen der Gruppentherapeutin in wirksamer Weise abzuwickeln. Sie zeigt mit ihren Interventionen gleichsam auf alternative Mittel und Wege hin, die es den Beteiligten ermöglichen, ihre zerstörerischen Konflikte längerfristig zumindest in gemäßigte Bahnen zu überführen. Eben deshalb muss in sozialer Interaktion der Blick der Beteiligten immer auch auf den oder die anderen gerichtet sein, die ihrerseits mit ihrem antwortenden Handeln ihrem Gegenüber die Auswirkungen zeigen, die dessen oder deren Verhalten auf ihrer Seite hat und gehabt hat.

Somit zeigen Antworten, die in der psychoanalytisch-interaktionellen Methode der Gruppenpsychotherapie (PIM) das vorrangige Mittel sind, auf die »Störungen des Sozialen« Einfluss zu nehmen, dem oder den anderen Folgewirkungen ihres Verhaltens in sozialer Interaktion und alternative Handlungsmöglichkeiten auf, die geeignet sein sollten, das interpersonelle Geschehen und damit die Beziehungen in kontrollierte, gesteuerte und ruhigere Bahnen zu lenken. Die psychoanalytisch-interaktionelle Methode wurde vor allem für Patienten mit Persönlichkeitsstörungen entwickelt. Sie ist eine Methode, die anders als die Gruppenanalyse nicht in die Tiefe geht, aber basaler wirksam ist.

Gruppen, Gruppenpsychotherapie und gesellschaftliche Verhältnisse sind Produkte, hergestellt in sozialer Interaktion. Darum hat die psycho-

1 Im vorliegenden Text werden mal weibliche, mal männliche Personenbezeichnungen verwendet, wobei jeweils Personen anderen Geschlechts mitgemeint sind.

analytisch-interaktionelle Methode der Gruppenpsychotherapie (PIM) einen engen Bezug zur sozialen Alltagsrealität. Sie ist ein wichtiges Instrument der Selbsterfahrung und Bestandteil der Weiterbildungen in der Psychotherapie. Sie erweitert die Fähigkeiten unter anderem der Selbstwahrnehmung und -regulierung sowie zur sozialen Interaktion. Sie kommt insbesondere zur Geltung bei Persönlichkeitsstörungen. Daher soll darauf zunächst Bezug genommen werden.